

Urban Guru

Jane Jacobs zum 100. Geburtstag

Text Dirk Schubert

Am 4. Mai 2016 wäre Jane Jacobs 100 Jahre alt geworden. Seit dem 50-jährigen Jubiläum des Erscheinens ihres Klassikers „Tod und Leben großer amerikanischer Städte“, 2011, sind unzählige Artikel und viele Bücher über sie, ihr Wirken und ihren Einfluss erschienen. Über 120 Auflagen ihres bahnbrechenden Buches in verschiedenen Sprachen wurden gedruckt. Inzwischen gibt es wenig kreative Planungskonzepte, die sich nicht auf sie beziehen. Ihre Ideen bilden damit eine Art Steinbruch für vielfältige stadtplanerische Perspektiven und Reformströmungen. Fast jede Planung wird mit einem Jane Jacobs Zitat „begründet“, kaum ein Beitrag über Städtebau, der nicht ein Bonmot von Jane Jacobs bemüht. New Urbanism, Space Syntax, Creative City, Denkmalschutz, Gentrification, Stadt als organisierte Komplexität, Dichte, Diversität und Nutzungsmischung sind nur einige Themenkomplexe, die sich auf die damals mit dem Fahrrad in New York

zur Arbeit fahrende Journalistin als Kronzeugin beziehen. Viele Planer geben inzwischen vor, nach ihren Vorstellungen zu arbeiten – ohne es zu tun; andere tun es – ohne im Detail mit ihren Arbeiten vertraut zu sein.

„Not a single sparrow shall be displaced“ (Nicht einmal ein Spatz soll verdrängt werden) war der ambitionierte Slogan, den eine Initiative um Jane Jacobs in New York um 1961 entwickelte, als ein Areal in ihrem Stadtteil Greenwich Village flächensaniert werden sollte. Eine Protestbewegung gegen den „bulldozer approach“ des damals einflussreichen New Yorker Planungszenen Robert Moses formierte sich und es gelang die Flächensanierung zu verhindern. Vom Slum mutierte Greenwich Village rasch zum ersten Quartier, dass 1969 in New York unter Denkmalschutz gestellt wurde. Unter dem (damals unbekanntem) Begriff Gentrification werden aktuell Aufwertungsprozesse gebrandmarkt und 50 Jahre nach der Veröffentlichung ihres Bestsellers wird wieder das „Recht auf Stadt“ eingefordert und mit der Parole „Wir Bleiben Alle“ gegen Spekulation, Aufwertung und Verdrängung gekämpft.

Jane Jacobs Familie kaufte Ende der 50er das Haus Hudson Street 555 in Greenwich Village für 8000 Dollar und entschied sich gegen das damals domonierende Leitbild des suburbanen Wohnens. 2015 wurde das Haus (von anderen Eigentümern) für 3,5 Millionen Dollar veräußert. Nicole

Kidman gehört inzwischen zu den Nachbarn, und für eine Penthousewohnung wird schon mal eine Monatsmiete von 45.000 Dollar aufgerufen. Vor der Eingangstür Hudson Street 555 fand der Autor 2009 einen Blumenstrauß mit einem Zettel: „Jane Jacobs 1916–2006 – From this house a housewife changed the world.“ 1968 siedelte Jane Jacobs mit ihrer Familie nach Toronto über, da die Söhne der engagierten Pazifistin in den Vietnamkrieg hätten eingezogen werden können. Sie lebte vier Jahrzehnte in Toronto.

Jane Jacobs genießt in Nordamerika längst den Status einer Ikone. Ihre Ehrennamen gehen von „Urban Hero“, „Urban Visionary“, „Mrs. Insight“, „Urban Futurist“, bis „The Prophet“. Weniger positive Kennzeichnungen reichen von „dogmatischer Amateur“ bis zu „trouble maker“. „Tod und Leben großer amerikanischer Städte“ war ein klassischer Fall: Das richtige Buch zur rechten Zeit. Jacobs stellte das Denken, Tun und Handeln der Disziplin Stadtplanung radikal in Frage und begründete damit einen Umbruch planerischer Leitbilder. Stilistisch eine Melange aus Literatur, Journalismus und Soziologie – formulierte sie eine Radikalkritik am Städtebau und an der Stadtplanung, eine Breitseite gegen die damalige Praxis der Flächensanierung und die Dominanz der Verkehrsplanung. Sie wandte sich gegen Slumsanierung und damit entstandene standardisierte Wohnblocks, gegen die Zer-

Unten: Jacobs' Haus in der Hudson Street 555 in New York City, das 2015 für 3,5 Millionen Dollar verkauft wurde. Ab 1968 lebte Jacobs in Toronto, Kanada. Foto rechts: Keith Beaty/Toronto Star via Getty Images; unten: Gordon Gibson, Blog4cities.worldpress



Jane Jacobs im September 1980
Foto: Ron Bull/Toronto Star via Getty Images

Jane Jacobs genießt in Nordamerika längst den Status einer Ikone

schnidung von Nachbarschaften durch Stadt-
autobahnen, gegen Monostrukturen, Zersiedlung und Sprawl.

Jane Jacobs Thesen erwachsen aus ihren täglichen Beobachtungen und eigenen Erfahrungen. Was hier funktionierte, suchte sie zu beschreiben, zu ergründen, zu erklären und als Perspektive auf andere Quartiere zu übertragen. Natürlich wurde diese induktive Methode als unsystematisch und unwissenschaftlich kritisiert, basierte sie doch empirisch nur auf wenigen Fallstudien „rückständiger“ Viertel in den USA. „Trust your eyes and your instincts“ galt für sie als Maßstab. Vor allem aber stellte Jane Jacobs die wichtigen und richtigen Fragen.

Kreativitätsfördernde lebendige Urbanität, innerstädtische Quartiere und Nutzungsvielfalt, spontaner Austausch und Zufallsbegegnungen sollten nach ihren Vorstellungen mehr Gemeinschaft, mehr Bürgersinn und mehr sozialer Zusammenhalt befördern. „It takes a village“, beschrieb Hillary Clinton die Vorzüge des Lebens in

überschaubaren Strukturen. Jane Jacobs selbst warnte vor der Ideologie des „Heils aus Ziegelsteinen“, also mit Mitteln der gebauten Umwelt ursächlich gesellschaftliche Strukturen beeinflussen zu können. Ihre Vorstellungen intakter, vielfältiger und Nutzungsgemischter Nachbarschaften – wie sie selbst sie im Village gelebt und erlebt hatte – bleiben auch in einer sich rasch globalisierenden Welt unverändert aktuell. Inzwischen werden neue „heile“ Nachbarschaften (häufig gated) gesucht und geplant, Mischnutzung ist zum Mantra von Developern geworden.

Aber „our Jane“ war schon kurz nach ihrem Tod, 2006, immun gegen jegliche öffentliche Kritik, und ihr wurde posthum eine Aufmerksamkeit zuteil, wie sie sonst nur populäre Politiker, Sportler und Künstler erfahren. In einem 2003 erschienenen Sammelband über die 40 „bedeutendsten“ Rebellen in der amerikanischen Geschichte heißt es: „Jacobs was the urbanist's Joan of Arc.“ Natürlich waren ihre Ideen nicht vor Vereinnahmungen und Verfremdungen gesichert. Unzählige Publikationen beginnen mit WWJHS („What would Jane Jacobs have said“) und instrumentalisieren ihre Gedanken, ohne eine kritische Reflexion ihrer Arbeiten mit allen Inkonsistenzen und inhärenten Widersprüchen.





Sie arbeiten in Mexiko und Südafrika, in den USA und Europa. Sie entwerfen Schulen, Kulturzentren, Pavillons oder Prototypen für gewagte Konstruktionen. Sie bauen selbst, oft gemeinsam mit den Menschen vor Ort und fast immer ohne Honorar. Es sind Studierende und Lehrende an Hochschulen, die unter dem Begriff „DesignBuild“ ihre Ideen mit der Realität konfrontieren. Anfang Juni trafen sich rund 80 Vertreter zu einer Tagung an der Technischen Hochschule in Wien. Sie stellten ihre Projekte und Lehrpläne vor, diskutierten über Qualitätsmaßstäbe und präsentierten die neue Plattform www.dbxchange.eu. Es war bereits das zweite Treffen nach dem Auftakt an der TU Berlin 2012 und es machte erneut deutlich: DesignBuild, ein Phänomen, das in den 60er Jah-

ren an Hochschulen in den USA begann, ist längst zur weltweiten Bewegung geworden, die zu Recht nach Wegen sucht, stärker wahrgenommen zu werden. Denn ihre Vertreter treibt die vielleicht wichtigste Frage der Branche um: Welchen Wert hat Architektur für die Gesellschaft und was kann die Architekturausbildung dazu beitragen? In einer schön gestalteten Ausstellung und in vielen Vorträgen wurde deutlich, wie unterschiedlich die Betätigungsfelder und Herausforderungen von DesignBuild sind. Michael Hughes von der American University Sharjah berichtete, etwas mit den Händen zu machen, sei vor allem für die in den Vereinigten Arabischen Emiraten Architektur studierenden Frauen fremd – in Sharjah sind das immerhin 80 Prozent. Hughes zeigte Fo-

Hands On

Eine Konferenz in Wien formulierte den Wert von DesignBuild für die Architekturausbildung und für die Gemeinschaft

Text **Friederike Meyer**

Das Krankenhaus im Südsudan bauten zwei Studenten der TU Wien 2014 im Rahmen ihrer Diplomarbeit. Fotos: Eva Huber, Christoph Lachberger (links)



tos einer gut ausgestatteten Werkstatt, in der Pavillons und Möbel entstehen, 80.000 Dollar pro Jahr erhält die Schule für derartige Projekte – ein Budget, von dem andere nur träumen. Bei Design + Make, angesiedelt an der AA in London, liegt der Fokus auf den Möglichkeiten von Holz. Martin Self zeigte ambitionierte Tragstrukturen, die Studierende auf dem Hochschuleigenen Campus in Dorset bauen. Die meisten aber berichteten von DesignBuild-Projekten, die mit der und für die Öffentlichkeit entstehen. Welche Konflikte bei formeller Planung im informellen Kontext aufkommen, berichtete Cornelia Redeker von der Nile Islands Initiative (Bauwelt 26.2014). Sie musste erleben, wie die Arbeiten für einen Fußballplatz unter einer Brücke in Kairo kurz vor Ende unterbrochen wurden, weil die Bevölkerung im Übereifer einen Bulldozer organisiert und Schutt in den Nil gekippt hatte, was die Nilbehörde alarmierte. Bernadette Heiermann von der RWTH Aachen und Judith Reitz von der PBSA Düsseldorf zeigten mit dem Guga S'Thebe Theatre in einem Township von Kapstadt und mit einem ausgebauten Spiel- und Lernbus, wie Studierende zum Teil mit Materialabfällen Räume für Kinder und Flüchtlinge gestalten. David Kraler und Christoph Lachberger berichteten, wie sie im Rahmen ihrer Diplomarbeit ein Krankenhaus im Südsudan bauten und dabei unter anderem mit Gefängnisaufenthalt der Arbeiter, Stammeskonflikten und Termiten konfrontiert waren. Schließlich zeigte Andrew Freear von Rural Studio in einem humorvollen Vortrag wie man zum Beispiel mit Wänden aus Teppichfliesen oder Dächern aus Chevrolet-Fenstern erfolgreich Geld für inzwischen rund 60 DesignBuild-Projekte im US-Bundesstaat Alabama aufzuspüren kann.

Keine Frage, die Bilder von Studierenden, die in Erdlöchern graben oder mit Rechnern im Sand sitzen, von schmutzigen Händen und glücklichen Gesichtern sind bewegend, doch die Einordnung in die Debatten hierzulande fällt schwer. DesignBuild passt nicht in die gängigen Rezeptionsmuster von Architektur. Einzelpersonen bleiben im Hintergrund, die Qualität misst sich weniger am Ergebnis als vielmehr im Prozess. Der Wert fürs Gemeinwohl ist somit nur bedingt vermittelbar. Die Webseite www.dbxchange.eu, konzipiert von CoCoon und Habitat Unit an der TU Berlin im Rahmen eines Forschungsprojekts, versucht zu ordnen. Sie vernetzt Organisationen, Hochschulen und Auftraggeber, verweist auf Publikationen und Termine und bietet die Möglichkeit, Projekte einzustellen.

Nach welchen Kriterien diese bewertet werden, ja, ob man überhaupt eine Qualitätskontrolle machen sollte, darüber diskutierten die Teilnehmer am zweiten Tag. Ebenso ging es um die Frage, was DesignBuild für die Architekturausbildung bedeutet. Jane Anderson vom britischen

Links: Eine Karte in der Ausstellung zeigt, wo Studierende an Design Build Projekten arbeiten. Unten: das Guga S'Thebe Theatre in Kapstadt haben Studierende aus Aachen, Düsseldorf und Atlanta für Kinder und Jugendliche gebaut. Foto links: Andreas Baier; unten: Wieland Gleich



Live Projects Network sagte, das Lernen gelte nicht nur für Studenten, sondern auch für Lehrer und Gemeinschaften. Von einem pädagogischen Modell des lebenslangen Lernens sprach Sergio Palleroni von der Portland State University, einer der Pioniere der DesignBuild-Bewegung. Die Jungen wüssten, dass die Welt Probleme hat und sie seien sich im Klaren darüber, dass sie Teil der Lösung sein können. Hans Skotte von der Norwegian University of Science and Technology in Trondheim betonte, man lerne nicht vom Machen, sondern von der Reflexion des Tuns.

Obwohl die Vorteile von DesignBuild auf der Hand liegen, erhalten Studierende nicht überall dafür angemessen Seminarpunkte, mancherorts wird DesignBuild gar als Sozialarbeit abgetan. Auf die Kritik einer Studentin, DesignBuild fehle an ihrer Hochschule, antwortete Bryan Bell von der North Carolina State University mit dem Gründungsmythos der Bewegung: „Haben Sie irgendwo ein Problem erkannt? Dann, worauf warten Sie noch?“ Das erste DesignBuild-Projekt wurde von Studenten Ende der 60er Jahre an der renommierten Yale University initiiert. Seitdem gehört es dort zum obligatorischen Programm des 1. Studienjahres im Fach Architektur.

Weitere Informationen unter: www.dbxchange.eu

IN TRANSIT

Acht Goethe-Institute in Europa vernetzten ein Jahr lang fünfzehn Bürgerinitiativen

Text **Brigitte Schultz**

Die Einladung zur Abschlusskonferenz des Projekts IN TRANSIT rief erst einmal Stirnrunzeln hervor. „Die Teilnehmer generieren Inhalte und diskussionswürdige Themen ... Darüber hinaus gibt es keine vorgegebene Agenda“, schrieb das Goethe-Institut. Vor meinem inneren Auge zogen Impressionen chaotischer Veranstaltungen mit quälend langen Gesprächsrunden auf. Vielleicht sollte ich besser erst beim Abendprogramm einsteigen, das mit ordentlichen Vorträgen zu konkreten Projekten lockte? Ich bin dann am 28. April doch pünktlich nach Erfurt gereist – und wurde mit einer der inspirierendsten Konferenzen seit langem belohnt.

Die zweitägige Veranstaltung schloss ein ungewöhnliches Projekt ab: Ein Jahr lang hatte das Goethe-Institut zivilgesellschaftlichen Initiativen aus Deutschland, Schweden, Finnland, Norwegen, Dänemark, England, Irland, Schottland und den Niederlanden eine Plattform für den Austausch bereitgestellt. Neben Workshops wurden acht gemeinsame Reisen in die jeweiligen Länder unternommen, auf denen in unterschiedlicher Zusammensetzung Themen wie „Zugang zu Raum“, „Soziale Infrastruktur“, „Alternative Wohnkonzepte“ oder „Die unterstützende Stadt“ bearbeitet wurden.

WHAT ARE YOU DOING THERE?



WE ARE TRYING TO BUILD UP TRUST...



Vertrauensbildende Maßnahmen
Abb.: Thomas Rustemeyer

In Erfurt – Heimatort der teilnehmenden Initiative Saline34, die mit Jugendlichen ein leerstehendes Haus zum kulturellen Zentrum umbaut – trafen sich dann alle Beteiligten, um ihre Erkenntnisse und offenen Fragen mit geladenen Planern, Aktivisten, Architekten, Wissenschaftlern und Politikern zu diskutieren. Das dafür gewählte „Open Space“-Format war ein Glücksgriff. Hervorragend organisiert und moderiert, gab es den von allen Anwesenden eingebrachten Themen eine klare Form und einen festen Zeitrahmen. Da in verschiedenen Zeitfenstern jeweils zwölf Diskussionsrunden zeitgleich stattfanden, konnte sich jeder Teilnehmer ein individuelles Programm zusammenstellen und war entsprechend motiviert bei der Sache.

Die Leitfrage, „was wir von ko-produktiver, nutzergetragener Stadtentwicklung lernen können“, wurde dabei höchstens gestreift. Viel mehr brannten den meist jungen Teilnehmern offensichtlich die Rahmenbedingungen auf den Nägeln: Wie bekommt man mehr Menschen dazu, sich zu engagieren? Wie verdienen wir Geld mit dem, was wir tun? Wie skaliert man erfolgreiche Initiativen – und wird trotzdem nicht selbst zur Institution? Wie geht man mit Rückschlägen um? Und wie sähe eine gute Zusammenarbeit mit der öffentlichen Hand aus? In letzterer Diskussion zeigte sich: Es gab und gibt in vielen Städten bereits durchaus gute Ansätze – Angestellte in der Verwaltung, die zwischen alternativem Spektrum und Amtslöcher vermitteln, zum Beispiel in Leipzig, Kulturlotsen in Erfurt, oder Städte, die mit dem Anhandgabe-Verfahren Initiativen Zeit geben, ein Projekt auf sichere Beine zu stellen, wie Weimar oder Frankfurt a.M. Vielleicht bräuchte es als nächstes ein „Stadtverwaltungs-In-Transit“, um diese bundesweit zu verbreiten.



© Team stadstattstrand

Blumenpott und Spontanparty

Text **Konrad Braun und Laura Bruns**

Eine Freiraum-Fibel informiert darüber, was bei Aktionen im Freiraum möglich und was erlaubt ist

Zehn Meter lang, fünf Meter tief, anderthalb Meter Abstand von der Schaufensterfront und mindestens zwei Meter Gehwegbreite für den Fußgängerverkehr beschreiben die rechtlichen Rahmenbedingungen für den „Blumenpott“, einen mobilen Garten in der Innenstadt von Witten. Initiiert von einer kleinen Gruppe Studenten, haben die Bewohner die Gehweg-Gartenregie längst übernommen. Immer mehr Anwohner kommen hier vorbei und setzen sich zwischen die Beete auf eine der Bänke am angrenzenden Brunnen oder treffen sich am selbstgebauten Schachtisch. Die „Gießuhr“ zeigt an, wann das letzte mal gegossen wurde. Kräuter werden geerntet und Pflanzen in der Urlaubszeit ins „Blumenhotel“-

Beet gebracht. Der kleine, rot gepflasterte Platz im Zentrum des Wittener Wiesenviertels ist zu einem Treffpunkt geworden. Ein Treffpunkt, der in der Wahrnehmung der Menschen ebenso zum öffentlichen Stadtraum gehört, wie eine öffentliche Grünanlage, ein Stadtplatz oder ein Grünstreifen. Offen und frei zugänglich für alle – man könnte es für eine Fläche in Gemeingebrauch halten. Doch der Schein trügt. Tatsächlich handelt es sich um eine Sondernutzung, die durch ein Ortsgesetz geregelt und vom Ordnungsamt Witten temporär genehmigt wurde.

In Bremen ist man schon einen Schritt weiter. Die Stadtbürgerschaft hat vor kurzem ein Ortsgesetz über nicht kommerzielle, spontane Freiluftpartys erlassen, das legales Feiern auf öffentlichen, dem Gemeingebrauch gewidmeten Grünflächen und Grünanlagen auf unbürokratische Weise möglich macht. Danach können sich bis zu 300 Personen den öffentlichen Raum an-

eignen und bei elektronisch verstärkter Musik unter freiem Himmel tanzen, ohne dafür eine Sondernutzungserlaubnis beantragen zu müssen. Die Veranstaltung muss spätestens 24 Stunden vorher formal angemeldet, Gefahren für die öffentliche Sicherheit und Lärm sollen vermieden werden.

Sowohl der mobile Garten in Witten als auch die Freiluftpartys in Bremen sind Beispiele für Gemeingebrauch. Aber was verstehen wir darunter? Wo fängt Gemeingebrauch an, wo endet er? Ist es sinnvoll, den Gemeingebrauch, wie es Bremen zeigt, zu lockern, um ein tieferes und auch verantwortungsvolleres Engagement der Stadtbewohner zu fördern? Eines steht fest: Ein grundlegendes Verständnis für die rechtlichen Rahmenbedingungen ist bei der informellen und formellen Nutzung von Freiräumen eine wichtige Voraussetzung. Doch gerade unerfahrene Projektmacher fühlen sich hierbei leicht überfordert. Auch Politik und Verwaltung sind mit ungewöhnlichen Raumnutzungen oft wenig vertraut und unsicher, wie weit ihre Ermessensspielräume reichen.

Während des 6. Jugendforums Stadtentwicklung, das vom Bundesbauministerium (BMUB) ins Leben gerufen wurde, haben Jugendliche eine Praxishilfe für Freiraumprojekte gefordert, die die rechtlichen Rahmenbedingungen in jugendgerechter Sprache darstellt. Das „Team stadstattstrand“ hat im Rahmen des Forschungsprojekts „Kreative Nutzung von Freiräumen in der Stadt – Freiraum-Fibel“ untersucht, wie die Aneignung von Freiräumen durch unterschiedliche Akteure in der Stadt gefördert werden kann. Dieses Projekt wurde vom Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB) und vom Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) beauftragt. Die Erkenntnisse bieten die Grundlage für eine Freiraum-Fibel, die Handlungsspielräume bei der Nutzung von Freiräumen aufzeigt und praktische Tipps gibt. So sollen Verwaltungen und Projektmacher erfahren, was – vor allem bei ungewöhnlichen Nutzungen – erlaubt und möglich ist. Ein Überblick über die rechtlichen Aspekte bei der Freiraumnutzung soll Jugendliche bei der Aneignung von Stadträumen unterstützen und Barrieren senken. Die Freiraum-Fibel wird voraussichtlich im Spätsommer dieses Jahres erscheinen.

www.bbsr.bund.de
stadstattstrand.de

Team stadstattstrand

ist ein temporärer Zusammenschluss von Sabeth Tödtli, Iver Ohm, Michael Ziehl, Konrad Braun und Laura Bruns. Im Auftrag des BBSR bearbeiteten sie das Forschungsprojekt zur Aneignung von Freiräumen durch Jugendliche in der Stadt.

Bauwelt

WEIL GELB MEIN NEUES SCHWARZ IST!

Kein Raum für Klischees,
mehr Platz für ungewöhnliche Inhalte:
Fundiertes Architekturwissen
aus innovativen Blickwinkeln.
Immer freitags in der Bauwelt.

Einsparung von 35 % gegenüber Einzelheftverkauf

Sie erhalten ...

- » die Bauwelt für 3 Monate zum Testen
- » eine Ausgabe der StadtBauwelt kostenfrei dazu
- » eines von vielen attraktiven Geschenken für Neukunden

Für nur 10 € mehr können Sie mit dem **Digital Upgrade** kostenfrei auf die Bauwelt App (iOS) sowie das Online-Archiv der Bauwelt zugreifen.

Preis: 45,60 €

B Bauwelt

Sammlerstücke

JETZT
TESTEN UND
GESCHENK
SICHERN.

The Dialogic City

Berlin wird Berlin

The Dialogic City — Berlin wird Berlin

Ob sich Gegensätze wirklich anziehen, bleibt dahingestellt. Dass sie anziehende Wirkung haben, legt der „The Dialogic City – Berlin wird Berlin“ des Herausgeber-Trios Brandlhuber, Hertweck & Mayfried nahe. Darin wird eine Folge antonymer Wortpaare (Zentren/Mitte, Stadt/Natur, Fiktion/Realität, Fremdbild/Eigenlogik, Gemeinschaft/Individualität, Teilhabe/Governance, Boden/Eigentum) zum Gegenstand eines stadtsoziologischen Betrachtungs-Marathons. Mit Beiträgen oder Interviews sind als Tempomacher auf den sieben Streckenabschnitten über 50 Sach- und Fachautoren dabei. Ein editorischer Parforceritt, des fixen Erscheinungstermins wegen erst recht ein zeitlicher: Das Druckwerk musste punktgenau zur Eröffnung der gleichnamigen Ausstellung im September 2015 in der Berlinischen Galerie als deren ‚zentrales Exponat‘ vorliegen (Bauwelt 10.2016). Es ist ihm anzumerken.

Nicht der Erscheinung wegen, die mit Bedacht auf grafische Anleihen der autonom-alternativen Flugblatt-, Fanzine- oder Plakatkultur zurückliegender Jahrzehnte zurückgreift. Kaum Blattränder, durchscheinendes Papier, mäßige s/w-Reproduktionsqualität. Vermeintlich cheap & dirty werden Text und Bild zu einem Konvolut aus 670 Seiten montiert, dessen spröde Gestaltung ihren Charme augenscheinlicher Akademieferne verdankt. Ironie? Das Projekt ist jedenfalls ein Gemeinschaftswerk der drei Herausgeber mit Studierenden des Masterstudienganges Architektur und Stadtforschung an der Akademie der Bildenden Künste Nürnberg.

Allen sieben Kapiteln sind einführende Statements von Arno Brandlhuber und Florian Hertweck vorangestellt, denen ein solides Lektorat nicht geschadet hätte („Die Chance für einen Dialog zwischen dem Palast der Republik und einer Rekonstruktion des Stadtschlusses ist vertan.“). Auch fehlt dem Kapitel „Gemeinschaft & Individualität“ das obligate Interview, das wohl nicht mehr geführt oder eingearbeitet werden konnte.

Indes weckt die implizite Titelthese, dass Berlin erst (wieder) Berlin werden müsse, die Wissbegier darauf, wo heraus die Stadt denn – und durch was – zu sich selbst finden soll. Die Herausgeber knüpfen hier an den Beginn der neunziger Jahre an. Ausweislich des Soziologen Ulrich Beck ein Jahrzehnt, als Berlin „die Stadt schlechthin einer reflexiven Moderne“ gewesen sei, indem „soziale Widersprüche, politische Konflikte und historische Brüche“ aus der Haltung eines vermittelnden ‚Sowohl-als-Auch‘ geduldet wurden, statt sie der Auslese eines ‚Entweder-Oder‘ preiszugeben. Unter Verweis auf den französischen Philosophen Edgar Morin wird dieses Handlungsprinzip als „dialogisch“ identifiziert, um nun auf Heilsamkeit seiner (Wieder-)Einführung geprüft zu werden. Denn Berlin leide darunter, dass dessen heterogene Qualitäten zusehends „dem Modell einer konventionellen, quasi pyramidalen europäischen Großstadt“ weichen, diagnostiziert das Vorwort.

Was folgt, ist ein unterhaltsames Kompendium jüngerer und jüngerer Gegenentwürfe zum gebrauchsmarkten Ausschlussprinzip aktueller Stadtentwicklungspolitik. Leider sind sich die meisten Akteure allzu einig über den Forderungskatalog etwa nach Partizipation, Polyzentralität, Durchmischung, Quartierssicherung etc. in städtebaulichen Zielvorgaben. Aufhorchen lässt, dass über flexible Bauleitplanung und progressive Auslegung von Baugesetz und Bauordnung der dialogische Deal einer verhandlungsaktiven Bauverwaltung zum Schlüssel werden soll. Exemplarisch: Die außerplanmäßige Genehmigung einer Penthouse-Aufstockung wird künftig an die Überlassung eines darunterliegenden Bestandsgeschosses für mietpreisgebundenes Wohnen geknüpft. Das klingt politisch korrekt. Vielleicht aber hätte das angehängte Faksimile des juristischen Aufsatzes „Bodenrecht und Stadtentwicklung“ von Dr. Hans-Jochen Vogel aus dem Jahr 1972 doch ganz an den Anfang des Buchs gehört. **Elmar Kuhlmann**

The Dialogic City
Berlin wird Berlin
Herausgegeben von Arno Brandlhuber, Florian Hertweck und Thomas Mayfried
672 Seiten mit Abbildungen, 20 Euro.
Verlag Walther König, Köln 2015
ISBN 978-3-86335-825-9

Von Augsburg lernen

Flucht, Migration und Bürgerengagement – 40 Projekte

Ausgerechnet Augsburg. In der eher finanzschwachen Stadt haben rund 42 Prozent Migrationserfahrung. Dass aus dieser Stadt nun ein Büchlein zum Thema Flucht, Migration und Bürgerengagement vorliegt, steht einmal mehr für die These, dass die, die wenig haben, oft bereit sind, viel zu geben.

„Dieses Buch Hilft!“, steht auf der Rückseite. Es versammelt 40 Projekte des Bürgerengagements in Augsburg. Die Kategorien sprechen für sich: Fliehen, Ankommen, Sprache und Bildung, Wohnen, Arbeit, Teilhabe und Verantwortung. Zwischen den Portraits der Initiativen erinnern schwarz-weiß Bilder an den Weg, den viele Flüchtlinge hinter sich haben, die im vergangenen Jahr nach Deutschland gekommen sind. An Szenen am Münchner Hauptbahnhof, im Camp von Idomeni. Es ist beeindruckend, was die 270.000 Einwohnerstadt Augsburg alles auf die Beine gestellt hat, aber auch, wie viele Menschen sich seit Jahren für gute Nachbarschaften und eine Willkommenskultur einsetzen. Vielleicht ist es eine, wie die Herausgeber schreiben, Laborsituation für die Herausforderungen, die vielen Gemeinden erst noch bevorstehen. Ganz nach dem Motto, was in Augsburg funktioniert, kann auch anderswo sinnvoll sein, haben sie die Projekte zusammengetragen. Diese reichen von der internationalen Kochgruppe, die sich alle vier Wochen im Café Tür an Tür (Bauwelt 48.2015) trifft, über MigraNet, die sich für die Integration in den Arbeitsmarkt einsetzen, bis hin zu einer Initiative, die die freiwilligen Seenotretter auf der griechischen Insel Chios koordiniert.

Flucht, Migration und Bürgerengagement 40 Projekte

Das 120-seitige Büchlein, herausgegeben von Thomas Körner-Wilsdorf, Günther Prechter und Sylvia Hank, dokumentiert Experimente für eine menschenfreundliche Zukunft. Es will Praxisguide und Impulsgeber für Entscheider in Städten und Gemeinden sein. Das Format unterstützt das Anliegen. Keine in dicke Buchdeckel manifestierte Dokumentation liegt hier vor, sondern ein Paperback für die Hosentasche. **FM**

Flucht, Migration und Bürgerengagement
40 Projekte
Von Thomas Körner-Wilsdorf, Günther Prechter, Sylvia Hank
128 Seiten mit Abbildungen, 14,80 Euro
Wißner-Verlag, Augsburg 2016
ISBN 978-3-95786-001-9

Leipzig

Die neue urbane Ordnung der unsichtbaren Stadt



Leipzigs „unsichtbare Seite“ ist eine Stadt fernab des Bürgerlichen. So jedenfalls sehen es die Verfasser des Buches über eine vorgeblich „neue urbane Ordnung“ der Kulturstadt Ostdeutschlands. Es ist im links-progressiven Unrast-Verlag erschienen. Die

Herausgeber sind Mitarbeiter des Instituts für sozialwissenschaftliche Stadtforschung an der Bauhaus-Universität Weimar, die Autoren unterschiedlichen Disziplinen, von Architektur bis Lebenskunst, verpflichtet.

Schon der Einband kündigt vom Hang zum Subversiven, Alternativen; einer Welt, die in Leipzig doch eigentlich alles andere als unsichtbar ist. Er zeigt eine Bretterwand mit Fetzen alter Plakate, „Mietfläche“ in Großbuchstaben schräg darüber geklebt. Hausbesetzer-Szene, Kultur-Freiräume, Sozialleistungsempfänger werden hier als dunkle Seite der Stadt inszeniert, die hinter den gediegenen Bildern von Bach, Messe und Auerbachs Keller verblasst. In gelinde gesagt einseitigem Tonus umwebt dieser Sammelband eine scheinbar politisch-korrekte Meinung, die vor allem eins ist: Irgendwie anders, offener halt, queer,

frisch und frech und sehr intellektuell. Das Buch enthält durchaus ernstzunehmende, sowohl stichhaltig wissenschaftlich recherchiert als auch gekonnt geschriebene Artikel. Sie drohen bei dauerlicher Weise jedoch im Dunst der neben sie gestellten Subjektivität zu versinken.

Gleich mehrere Kapitel betreffen den Leipziger Wohnungsmarkt. Gerade hier wird deutlich, wie wichtig die „bürgerliche“ Stadt auch für ihre „unsichtbaren“ Teile ist. Wie eben jene Stadt, der nur ihr Image am Herzen liegt, die nur Klassik im Radio hört und sich über eine nie tatsächlich gegebene Weltoffenheit definiert, wichtiger Anker gegen Investoren und Spekulanten ist. Freilich zehren Städte von Ihren Aushängeschildern, ist Stadtmarketing auch in Leipzig tragende wirtschaftliche Säule. Im städtischen Gefüge ist Gut und Böse nicht eindeutig zu benennen, Stadt ist dialektisch. Umso verwunderlicher, dass Stadtwissenschaftler von derart renommierter Institution so davonpreschen.

Glücklicherweise gibt noch der eine oder andere Beitrag Konter - verdeutlicht z.B. „Wenn Segregation Schule macht“, dass Bürgerschaft nicht per se Dekadenz ist: Im Leipziger Osten, wo sich aufgrund von „mangelnder Nachfrage“ kein Gymnasium „rentiert“ – mobilisiert eine Bürgerinitiative alle Kraft, die Stadt zum Einlenken zu bewegen. Kein Schwarz-Weiß, nirgends.

Auch ein Blick in eine Flüchtlingsunterkunft ist bereichernd. Der Autor bricht mit Vorurteilen, schaut sensibel auf Alltag und Emotionen der Menschen, mit denen er Wochen verbrachte. Diese kritischen, verlässlichen Analysen sind stichhaltig geführt. Ihnen steht jedoch so manch anderes reizvolle Sujet verwaschen abgehandelt gegenüber. Zu oft erfüllen die Beiträge den eigenen Anspruch auf perfekte Gleichberechtigung nicht. Über das Gesamtpaket „Unsichtbar“, „Neu“, „Urban“ lässt sich sagen, dass hier Leipzig in einer Tüte von Gender kränkelt. Da werden „Arbeiter_innenschaften“ aber auch „Heldinnen, Rebellen und Nonkonformist_innen“ erschaffen, bzw. bezeichnet, gleichzeitig aber zum Schlagwort muslimischen Lebens in Leipzig nur Männer gehört. Es fehlt ein roter Faden jenseits von Meinung. Was tatsächlich so neu und unsichtbar, explizit in Leipzig sein soll, entfaltet sich in diesem Buch nicht. Es bleibt möchtetgern anders.

Josepha Landes

Leipzig
Die neue urbane Ordnung der unsichtbaren Stadt
Hrg von Frank Eckardt, René Seyfarth, Franziska Werner
296 Seiten mit Abbildungen, 18 Euro
Unrast Verlag, Leipzig 2015
ISBN 978-3-89771-577-6

ORCA AWA bringt Sie zum Ziel!

Jetzt gratis testen -
www.orca-software.com/ava

AVA plus Kostenmanagement

REHACARE®
Kongress

REHACARE-Kongress: 29. September 2016 im CCD Süd
www.rehacare.de/kongress

Wir fürs Quartier

Informationstreff für Initiativen der Quartiersentwicklung

Interessant für:

- Wohnungswirtschaft
- Kommunen
- Stadtentwicklung
- Sozialwirtschaft
- Organisationen
- (Sozial-)Verbände
- Quartiersmanagement

Mit freundlicher Unterstützung vom:

KDA **M**
Messe Düsseldorf

GERMAN PAVILION AT THE 15TH INTERNATIONAL ARCHITECTURE EXHIBITION 2016
DEUTSCHER PAVILLON AUF DER 15. INTERNATIONALEN ARCHITEKTURAUSSTELLUNG 2016
15. ULUSLARARASI MİMARLIK SERGİSİ'NDE ALMAN PAVYONU 2016
QUẦY ĐỨC TRONG TRIỂN LÃM KIẾN TRÚC QUỐC TẾ LẦN THỨ 15 NĂM 2016
الجناح الألماني في المعرض الدولي الـ 15 للعمارة - بينالي البندقية 2016
PADIGLIONE TEDESCO ALLA 15. MOSTRA INTERNAZIONALE DI ARCHITETTURA 2016

la Biennale di Venezia

15. Mostra
Internazionale
di Architettura
Partecipazioni Nazionali



Bundesministerium
für Umwelt, Naturschutz,
Bau und Reaktorsicherheit

MAKING HEIMAT. GERMANY, ARRIVAL COUNTRY

THESE #6

makingheimat.de

DIE ARRIVAL CITY IST SELBST GEBAUT

DAM DEUTSCHES
ARCHITEKTURMUSEUM

DEUTSCHES ARCHITEKTURMUSEUM
SOMETHING FANTASTIC

Photos: Peter Körner, 2011 / Cristóbal Palma, 2006. Collage: Felix Torkar, 2016



la Biennale di Venezia

15. Mostra
Internazionale
di Architettura
Partecipazioni Nazionali